

Meine Muse,
meine wunderbare Geliebte

Franziska Ammer

© 2024 Franziska Ammer
Umschlag, Illustration: Sophia Ralston

Druck und Distribution im
Auftrag von Franziska Ammer:
tredition GmbH, Halenreie 40-44,
22359 Hamburg, Deutschland

Paperback: ISBN 978-3-384-07214-6
Hardcover: ISBN 978-3-384-07215-3
E-Book: ISBN 978-3-384-07216-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist Franziska Ammer verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag von Franziska Ammer, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Für die Uraufführung seiner ›Symphonie fantastique‹ op. 14 am 5. Dezember 1830 in Paris schrieb Hector Berlioz:

»Der Komponist nimmt an, dass ein junger Musiker an jener Gemütskrankheit leidet, die ein berühmter Schriftsteller ›die Flut der Leidenschaft‹ nennt. In diesem Zustand erblickt er ein weibliches Wesen, das allen Zauber des von seiner Fantasie geträumten Ideals vereint, und auf Tod und Leben ist er dem Wesen verfallen.«

Erster Teil

Melbourne, 1986

Im blutroten Sonnenuntergang ging er am Strand auf seinen Händen. Ich saß nur da und sah ihm zu, die Füße im warmen Sand. Außer uns und den kreischenden Möwen war nur noch ein einsamer Fischer mit seiner Angel am Ufer. Der feuchte Wind verklebte meine Haare zu Strähnen und schmeckte salzig auf meinen Lippen. Leonids Silhouette schlug ein Rad. Es sah aus, als übte er eine Zirkusnummer. Ich musste lachen. Sonst hatte seine Erscheinung eigentlich eine einschüchternde Wirkung auf mich. Diese dunklen Augen, die schwarzen Locken und markanten Gesichtszüge lösten in mir gleichzeitig Schauer und magische Anziehung aus. Für sein Alter war er jedenfalls erstaunlich athletisch. Mit einem Purzelbaum sprang er vor mir auf, nahm meine Hand, und wir schlenderten am Meer entlang zurück zu meinem alten Ford, der geduldig an der Promenade auf uns wartete. In seinem Apartment angekommen, wusch er seine Füße, Hände und Gesicht und zog ein weißes Hemd an. Er roch nach Pinien und Moos.

»Isabella, Bella, meine Königin, komm her«, rief er mit seinem betörend herben Akzent, »komm, lass mich deine Füße waschen. Es ist ein jahrtausendealter Brauch, um Gastfreundschaft und Ergebenheit auszudrücken.«

Er brachte mir einen Hocker in die kleine Küche und kniete mit einer Plastikwanne voll lauwarmem Wasser vor mir nieder. So ließ ich seine Dirigentenhände zärtlich den Sand und Staub des Tages von meinen Füßen und Knöcheln spülen. Mir war klar: Ich war es, die diesen Händen vollkommen ergeben war.

Alles hatte vor etwa zwei Monaten damit angefangen, dass ich viel zu spät bei einer Orchesterprobe ankam. Ich musste mich mit dem ausgepackten Cello in der einen Hand, meinen Noten und dem Bogen in der anderen, durch den großen Raum zwischen den sitzenden Musikern zu meinem Platz durchkämpfen. Er stand schweigend am Pult und beobachtete mich, während die anderen das übliche strafende Zischgeräusch machten. Ich muss sicher feuerrot gewesen sein, mein Puls raste, und ich beeilte mich mit dem Einrichten der Noten, dem Ausfahren des Cellostachels und flüchtigem Stimmen. Jetzt herrschte Totenstille. Ich nahm allen Mut zusammen und erwiderte seinen Blick. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bevor ich leise ein »Sorry, Maestro« hervorbrachte.

Diese Augen waren des Teufels. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Anflug von Trotz oder Stolz war, aber ich hielt seinem durchbohrenden Blick stand. Die Zeit schien stillzustehen.

Sizilien, 2017

Der Wind hat zugenommen und bringt etwas Erleichterung bei dieser Hitze. Heute Mittag war der Sand auf dem Weg zum Liegestuhl unter dem Schirm noch schmerhaft heiß, jetzt ist der Weg in die Wellen erträglicher. Ausnahmsweise bin ich sogar dankbar für den Schweiß an meinem Körper, da er durch die Brise Abkühlung bringt. Die Stoffgirlanden an den Schirmen flattern aufgeregt, fast hysterisch. Schon seit einer halben Stunde beobachte ich auf der anderen Seite des Zauns, der den Privatstrand vom öffentlichen abtrennt, einen orangefarbenen Schirm, den eine Böe nach oben gebogen hat. Er scheint sich krampfhaft am Boden festzuhalten. Seine weißen Metallstangen wirken wie Knochen, an denen orangefarbene Haut hängt und jeden Moment in den Himmel gerissen werden könnte. Bangend erwarte ich, dass er davonfliegt. Endlich kommt eine rettende Hand, die den Schirm herunterbiegt und wieder fest in den Sand steckt.

Nach dieser knappen Woche Urlaub haben das Meer und der Wind meine Anspannung nach und nach fortgespült und weggeblasen. Den Körper in den Elementen zu spüren, lässt mich zu einer gewissen Bodenhaftung zurückfinden. Der Klangteppich aus dem Geschrei der italienischen Familien, wovon ich glücklicherweise kaum ein Wort verstehe, das Meeresrauschen und das in regelmäßigen Abständen aufkommende Brummen der Flugzeuge legen sich wie eine Decke über meine Gedanken. Beim Aussuchen des Strandhotels war uns offensichtlich entgangen, dass es direkt unter der Einflugschneise des Flughafens liegt. Trotzdem fühlt es sich gut an, weit weg vom Alltag

zu sein. Eine angenehme Leere herrscht jetzt in meinem Kopf und lässt den Geruch von Seetang, Kokosnuss-Sonnenmilch und versengtem Plastik der Liegestühle mein Bewusstsein durchdringen. Erinnerungen tauchen langsam auf wie eine Perlenkette aus Bildern vergangener Sommer. Das Chaos auf Kreta mit Richard vor ein paar Jahren, als wir durch Zufall in einem verlassenen Luxushotel gelandet waren. Die irrwitzige Fahrt mit Karin nach Kroatien, wo wir uns ständig gestritten hatten. Die verhängnisvolle Tournee mit Henry in Spanien und eben die Geschichte mit Leonid, meiner Jugendliebe, in Melbourne. Sie alle verbinden die Hitze, das Meer und das Gefühl, auf einer endlosen Reise zu sein.

Das Knirschen des Liegestuhls neben mir reißt mich aus den Tagträumen. Richard lässt sich mit einem breiten Grinsen und erschöpftem Stöhnen in den Stuhl sinken. Mit einem Stich in meiner Brust erinnere ich mich wieder daran, dass wir schon in ein paar Tagen abreisen müssen. Zu Hause wartet nur die zermürbende Alltagsroutine auf mich.

Schon springt Paolo herbei, der junge Strandbademeister mit den für einen Italiener ungewöhnlich roten Locken, und richtet einen weiteren Schirm für Richard auf. Prompt scheint er auf ein Lob zu warten wie ein Pudel, der dem Herrchen den geworfenen Stock zurückgebracht hat. Dann tänzelt er schon wieder davon. Ich finde ihn rührend, im Gegensatz zu seinem älteren Kollegen, der seine Arbeit mit stolzem Ernst und ohne je zu lächeln verrichtet.

»Wie gehts deinem Fuß?« Richard zündet sich eine Zigarette an und zieht den Styroporbecher, der mit Sand gefüllt als Aschenbecher dient, zu sich herüber.

»Schon besser, danke, wird schon.«

Gestern beim Besteigen des Ätna habe ich mir wohl den Knöchel verstaucht und bin seitdem leicht am Humpeln. Den schnellen Aufstieg vom Meeresspiegel auf 2800 Meter Höhe mit Auto und Gondel hatte mein Kreislauf nicht gut vertragen, und ich war mit taumelndem Schritt falsch aufgetreten. Dort oben sah es aus, wie ich mir die Hölle vorstellen könnte, wenn ich denn an ihre Existenz glauben würde. Schwarzgraue Gesteinsmassen und staubiger Wind in geisterhaften Böen umgaben uns. Die Luft war dünn und kalt, aber unter den Füßen war der Grund warm. Würde man ein paar Zentimeter in den Boden graben, wäre er sogar kochend heiß. Mir wurde schwindelig und ich stolperte. Ein stechender Schmerz ließ mich aufschreien. Richard drehte sich erschrocken zu mir um und streckte mir seine Hand entgegen.

»Alles okay?«

»Ja, nein, aua, Mist!« Ich umklammerte meinen linken Knöchel mit der Hand. »Nicht so schlimm, geht schon.«

»Willst du zurück?«

»Nein, bleiben wir lieber beim Bergführer und bei den anderen.«

Ich konnte sehen, dass es bald wieder bergab gehen würde. Der erste Schmerz hatte nachgelassen, und ich

fürchtete mehr, hier oben den Anschluss an die Gruppe und somit den sicheren Weg zurück zu verlieren. Ein bisschen war ich neidisch auf Richards gute Kondition, die er vielleicht durch sein häufiges Skifahren und seine trotz des Rauchens kräftige Lunge hat. Die Aussicht war jedenfalls atemberaubend, und ich konnte nicht aufhören mit dem Fotografieren. Ich kenne die Berge aus der Schweiz und liebe sie für ihre majestätische Imposanz, aber das hier war viel bedrohlicher, infernalischer. Ist das vielleicht der Grund, warum die Sizilianer am Fuße des Vulkans so viele Kirchen gebaut haben? Die Furcht vor einem weiteren großen Ausbruch, der alles zerstören und begraben würde? Benehmen sie sich deshalb im Straßenverkehr so lebensmüde? Es scheint mir manchmal, als ob es für die Sizilianer kein Morgen gäbe.

Am Abend, zurück im Hotel, war mein Knöchel geschwollen. Doch Richards Sportsalbe hat über Nacht Wirkung gezeigt, und das Baden im Meerwasser hat sicher auch geholfen.

»Was essen wir heute?«, Richards übliche Frage.

»Was wir finden. Willst du in die Stadt, oder bleiben wir im Hotel?«

»Lieber Stadt, wenn es etwas abgekühlt hat.«

»Okay. Ich geh noch mal kurz ins Wasser.«

Die paar Meter bis in die weiß schäumenden Wellen muss man immer noch eilig zurücklegen, sonst brennen die Fußsohlen. Das Wasser belohnt mit köstlicher Erfrischung und ist gleichzeitig nicht zu kalt, aber leider etwas

trüb. Es ist wohl nicht die sauberste Stelle Strand, denn wir sind zu nah an Catania und dessen Hafen, wo immer wieder riesige Kreuzfahrtschiffe anlegen. Im Wasser treiben oft Plastiktüten und ähnlicher Müll, welchen ich, wenn möglich, herausfische und jeweils mit den Fingerspitzen demonstrativ zum Abfalleimer trage. Trotzdem fühlt sich das Eintauchen ins Meer wunderbar an. Der Körper, umspielt von wärmeren und kühleren Strömungen, wird leicht und gibt sich der Führung der Wellen hin. Richard kommt mir durch die Brandung entgegen. Er hat für sein Alter immer noch eine stattliche Figur. Seine ehemals blonden Locken sind jetzt silberweiß und etwas schütter geworden, aber mit dem gebräunten, schlanken Körper und den eher südländischen Zügen hält man ihn hier oft für einen Einheimischen. Dabei hat er skandinavische Wurzeln. Er holt zu mir auf, und eine zärtliche Beührung im Wasser ist Ritual: Unsere Hände fangen sich, ziehen uns in eine Umarmung, bestätigender Kuss. Beine, die sich spielend suchen, Haut und ihre Wärme spüren, loslassen. Dann treiben wir wieder unabhängig voneinander für eine Weile in den Wellen.

Zurück auf unseren Liegestühlen, versuche ich mich bequem in Bauchlage einzurichten und muss dafür mehrfach hin und her ruckeln, um auch von hinten etwas Bräune zu bekommen. Ich gebe zu, dass ich das aus purer Eitelkeit mache. Wenn ich dann später meinen golden getönten Körper im Spiegel betrachte, tröstet mich das über die nicht zu leugnenden Alterszeichen hinweg. Die Schönheit meiner Jugend war mir damals nicht bewusst: langes rotblondes Haar zu den blauen Augen, ein wohlproportionierter Körper und Gesichtszüge, die manchmal mit denen der Botticelli-Musen verglichen wurden. Damit zog

ich schon mal neugierige Blicke auf mich, was für mich damals entweder belustigend oder peinlich war. Diese Zeiten sind längst vorbei. Ab und zu dreht sich noch ein Kopf nach mir, aber immer seltener und kürzer. Vermutlich nur noch, weil ich unter dem breitkrempigen Hut und mit der dunklen Sonnenbrille nicht gleich einzuordnen bin. Mittlerweile verstehe ich den oft gehörten Satz: »Frauen ab fünfzig werden unsichtbar.«

Mit diesen Gedanken in meiner Position auf dem Liegestuhl fällt mein Blick auf meine Arme, auf denen noch ein paar Wassertropfen wie Kristalle schimmern. Die Haut ist leicht faltig und fleckig geworden. Dann sind da noch die Augenringe, ein immerfort nachschleichender grauer Haaransatz und das Bäuchlein, das mit einem Abend nur Salat essen nicht mehr wie früher wegzukriegen ist. Dabei bin ich doch eigentlich davon überzeugt, dass man Äußerlichkeiten nicht so viel Beachtung schenken sollte. Das Motto ›würdevolles Altern‹ habe ich mir fest vorgenommen.

»Willst du was von der Bar?«, Richard hat sich neben mir aufgerichtet.

»Bringst du mir ein kaltes Wasser mit?« wirft mir einen belustigten Blick zu.

»Sicher? Nur Wasser?«

»Ja, es ist erst halb fünf.«

Ich habe eine Regel: Nicht vor achtzehn Uhr mit dem Trinken beginnen! Wobei es da im Urlaub auch Ausnahmen gibt. Er trotzt davon, und ich bemerke die

italienische Familie aus unserem Hotel, die sich gerade rund um die Nachbarliegestühle einrichtet.

Am Vormittag hatte ich sie schon im Hotel beobachtet: Mutter, Vater, zwei Kinder und die Großeltern. Das kleine Mädchen, vielleicht höchstens drei Jahre alt, scheint alle Mitglieder der Familie wie Marionetten zu steuern. Sie und der Großvater sind die Einzigsten, die nicht übergewichtig sind. Das Mädchen, nicht sonderlich hübsch und doch faszinierend, tänzelt und plappert unentwegt. Alle Augen der Erwachsenen sind meistens auf sie gerichtet. Der ältere Bruder, vielleicht neun Jahre alt, versucht jeweils verzweifelt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach dem Frühstück war die Mutter im Pool mit der Kleinen, die pinkfarbene Schwimmflügel trug. Sie hielt sie an den Händen, und das Mädchen quietschte vergnügt. Der Junge schwamm hinzu und umklammerte seine Schwester. Diese strampelte sofort wild, und die Mutter stieß den Bub sachte, aber deutlich weg. Er tauchte zur anderen Seite des Beckens, wo der Vater gerade ins Wasser steigen wollte, schnellte mit einer Drehung erwartungsvoll lächelnd aus dem Wasser empor und warf kleine Spritzer in seine Richtung. Doch der Vater hob nur abweisend die Hand.

»Massaggi?« Da ist schon wieder eine von den taiwanesischen Frauen in langen Hosen, weißem Shirt und Sonnenhut, die am Strand Kunden suchen. Schon hält sie mir die in Plastik eingeschweißte Angebotstafel vor die Augen. Ich schüttle energisch den Kopf. Sie sind hartnäckig wie die Fliegen! Schon schäme ich mich für den Gedanken. Ich mag mich aber nicht von ihnen anfassen lassen, ich mag

überhaupt keine Massagen von fremden Menschen. Und doch tun sie mir leid, so wie die unzähligen afrikanischen Strandverkäufer, die, gekrümmt unter ihrer Warenlast, von Wasserspielzeug über Schmuck und Kleider bis zu kalten Getränken alles feilbieten. Wie ertragen sie ihren Alltag in der Hitze zwischen den auf sie sicher arrogant wirkenden Urlaubern, die sie von ihren beschatteten Liegestühlen aus meistens ignorieren oder gar verscheuchen? Wie sieht ihr Leben aus nach dem Strand-Streifzug? Was ist mit ihren Familien? Nach jeder Ablehnung meinerseits brauche ich ein paar Minuten, um mein schlechtes Gewissen auf der Seite der Wohlstandsgesellschaft zu sein, zu beruhigen. Ab und zu habe ich ja doch etwas gekauft, Kokosnuss-Schnitze, bedruckte Tücher, kalte Getränke.

Ich schließe die Augen, um wieder in den schönen Dämmerzustand und zu den Erinnerungen zu finden. Aber jetzt ist wieder diese Unruhe da: Nur noch zwei Tage bis zur Rückreise. Klappt das mit dem überschweren Koffer voller Souvenirs? Sollte ich doch einen Blick in die Agenda werfen, die unten im Koffer vergraben ist? Noch habe ich mich nicht durchringen können, auf handschriftliche Notizen zu verzichten und auf rein digitale Buchführung umzusteigen. Eine Hitzewallung lässt mich aufstehen.

»Schatz, ich geh schon mal aufs Zimmer.«

»Komme gleich.« Er kämpft mit dem Feuerzeug gegen den Wind, um nochmals eine Zigarette anzuzünden. Dann lässt er sich in den Liegestuhl zurücksinken.

Richard und ich sind jetzt fast dreißig Jahre ein Paar, siebzehn davon verheiratet, kinderlos.

Spanien, 1987

Wir lernten uns auf einer Spanien-Tournee mit einem Ad-hoc-Orchester im Spätsommer 87 kennen. Es setzte sich aus etwa zwei Dritteln Studenten wie mir und einem Drittel freischaffender Profimusiker zusammen, wie eben dem um zehn Jahre älteren Oboisten Richard. Mein damaliger Freund Henry, den ich in meinem ersten Semester Aufbaustudium in Karlsruhe kennengelernt und dem ich mich in meiner Einsamkeit dankbar angeschlossen hatte, war auch dabei. Ich bewunderte Henry für seine Intelligenz, sein Selbstbewusstsein und seine Spontanität. Er war Stimmführer der zweiten Geigen und leider auch ein notorischer Schürzenjäger. Meistens absolvierte er seine Eskapaden nicht vor meinen Augen, trotzdem bekam ich es früher oder später mit. Doch auf dieser Tournee wurde das Ganze zum Schauspiel für alle Anwesenden.

Sabina war mit ihrem kindlichen Gesicht, dem blonden Kurzhaarschnitt, übergroßen Pullis, frechen Miniröcken und roten Cowboystiefeln eine betörende Erscheinung. Sie saß hinten bei den ersten Geigen, was für eine Studentin im ersten Semester schon beachtlich war. Henry war zwar nicht sonderlich gutaussehend, aber mit seinem Charisma und Charme beliebt und umschwärmte. Schon auf der langen Fahrt im stickigen Bus pendelte er ständig zwischen den freien Sitzplätzen neben Sabina, mir sowie dem exzentrischen spanischen Dirigenten Joel. Das war zwar nicht ungewöhnlich, aber es verletzte mich doch, als ich nach ein paar unbequemen Stunden Schlaf Henry und Sabina zusammengekuschelt ein paar Reihen vor mir entdeckte. Diesmal blieb mir nichts erspart. Bei den

gemeinsamen Essen und Ausflügen in den verschiedenen Städtchen unserer Konzerttournee fühlte ich mich oft wie das fünfte Rad am Wagen. Einige der anderen warfen mir bereits mitleidige Blicke zu. Richard hatte mein stilles Leid auch bemerkt und rückte immer öfter an meine Seite. Er versuchte mich mit Komplimenten und kleinen Geschenken aufzumuntern. Ich war gerührt von seiner brüderlichen Unterstützung, und seine ruhige, unaufdringliche Art empfand ich als äußerst angenehm.

Es waren zwei Ereignisse, die die Situation zum Eskalieren brachten. Henry liebte nicht nur schöne Frauen, sondern auch Wein und gutes Essen. Joel hatte Henry und Anhang eingeladen, an unserem freien Tag einen Ausflug zum Weingut eines Freundes zu unternehmen. Katalonien war seine Heimat, und er hatte für den Tag ein Auto organisiert. Wir fuhren am frühen Nachmittag zu fünf los und kurvten auf schmalen Landstraßen durch Olivenhaine, Weinreben und bezaubernde Dörfchen. Beim Gut angekommen, wurden wir herzlich begrüßt und üppig bewirtet. Wie erwartet blieb es keineswegs nur bei Weinproben, und nach fast vier Stunden Gelage winkte Joel zum Aufbruch. Wir sollten schleunigst los, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit und vor allem vor dem sich zusammenbrauenden Sturm zurück in Girona sein wollten. Henry ließ uns noch kurz warten, weil er eine Kiste von seinem Lieblings-Rioja bezahlen musste, dann eilten wir zum Wagen. Von Osten her über den Hügeln hatten sich die Wolken schwarz gefärbt und zogen wie ein Vorhang in unsere Richtung.

Anders als auf der Hinfahrt saßen Sabina, Henry und ich jetzt auf dem Rücksitz. Laurenz, ein blasser Bratschist,

der Fünfte in unserer Gruppe, war deutlich nervös, ob Joel mit mindestens einer Flasche Wein intus das Auto noch beherrschen würde. Er bestand darauf, vorne neben ihm zu sitzen. Henry hingegen ließ sich sorglos und zufrieden zwischen uns Frauen auf den Rücksitz sinken und legte bald seine Arme links und rechts um unsere Schultern. Obwohl ich beim Wein auch nicht zimperlich gewesen war, hatte das nicht wirklich zu meiner Entspannung beigetragen. Dazu wurde mir diesmal übel auf der kurvigen Strecke. Nach einer Weile bemerkte ich Henrys Hand, die meine rechte Brust umfasste und streichelte. Es war mir sowieso schon unangenehm, aber bei einem vorsichtigen Blick nach links sah ich, dass er das Gleiche mit Sabina auf der anderen Seite machte. Alles zog sich in mir zusammen und schnürte mir die Luft ab. Sofort hatte ich Henrys Arm abgeschüttelt. Patsch, da klatschten schon die ersten Riesentropfen auf die Windschutzscheibe wie Ohrfeigen. Joel musste die Scheibenwischer auf maximale Geschwindigkeit stellen. Sie fuchtelten verzweifelt gegen den immer heftiger werdenden Regen an. Die Fensterscheiben waren jetzt auch von innen beschlagen. Vorgebeugt wischte sich Joel alle paar Sekunden ein Sichtloch, um noch die Straße zu erkennen. Ich hatte Angst, mich übergeben zu müssen. Es war grauenhaft. Im Wagen stank es nach Schweiß, Alkohol und alten Sitzpolstern, aber ein Fenster zu öffnen lag, bei dem starken Regen nicht drin. Auch ich verfolgte durch mein Guckloch im Fenster neben mir den Verlauf der Strecke, betend, diese Höllenfahrt möge bald zu Ende gehen, egal wie. Da erreichten wir endlich die Außenbezirke unserer Stadt. Die Straßen hatten sich in Bäche verwandelt. Die Autoräder warfen große Fontänen auf, Müll und verschiedenste Gegenstände wie zerfetzte

Regenschirme, leere PET-Flaschen und ein Kinderstühlchen aus Plastik trieben im Wasser.

Endlich brachte Joel den Fiat vor unserem Hotel zum Stehen. Ich stürzte hinaus, zog mir die Jacke über den Kopf, um mich vor dem Regen zu schützen, und rannte zum Hoteleingang. Ohne einen Blick hinter mich zu werfen, ließ ich die Türe schmetternd zufallen. Ich blieb kurz im Foyer stehen, um zu überlegen, wohin ich wollte. Aufs Zimmer? Da würde vermutlich auch Henry jeden Moment eintreffen. Ich entschied mich für die Toiletten neben dem Speisesaal, der gerade unter viel Geklapper für das Abendessen bereitgemacht wurde. Aus den Augenwinkeln nahm ich Richard wahr, der in einem Polstersessel versunken mit Zeitunglesen beschäftigt war und den ich offenbar mit meinem lauten Auftritt aufgeschreckt hatte. Er ließ die Zeitung sinken und rief mir zu:

»Nass geworden?« Ich nickte mit einem halbherzigen Lächeln und verschwand auf der Toilette. Mir war jetzt nicht nach Gesellschaft. Wie konnte Henry mir das antun. Das Maß war voll. So ein Arschloch! Das wars jetzt. Schluss. Das Schwein! Ich konnte mein Herz pochen hören, die ganze angestaute Wut war am Überschäumen und vermischt sich mit dem Gefühl von Panik beim Gedanken, was eine schon längst überfällige Trennung für mich bedeuten würde.

Jetzt bloß nicht heulen! Ich hatte mich in einer Klokkabine eingeschlossen. Jemand kam herein. Stillhalten und abwarten. Kurz darauf waren die Geräusche verstummt, und ich konnte mein Versteck verlassen. Reiß dich zusammen! Ein kurzer Blick in den Spiegel, ich wischte mir die verlaufene Wimperntusche weg und setzte mein geübtes